MICHAEL HOROWITZ OTTO SCHENK

SCHENK DAS BUCH

Ein intimes Lebensbild

MOLDEN

Michael Horowitz
Otto Schenk

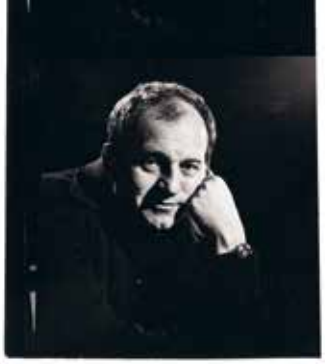
SCHENK DAS BUCH

Ein intimes Lebensbild

Mit Beiträgen von
Rudolf Buchbinder, Hilde Dalik, Heinz Marecek,
Marianne Nentwich, Michael Niavarani
und Erwin Steinhauer

Unter Mitarbeit von Angelika Horowitz

MOLDEN



INHALT

6
Michael Horowitz
Von Herrenpilzen, Hundeliebe
und der höheren Kunst des Blödelns

14
Otto Schenk
Ich bin ein Menschenfresser

43
Ich war ihr Leli

69
Zuhause sein

95
Der Randler

115
Meine Lebensmenschen

155
Berühmt werde ich sicher

203
Blitzlichter des Glücks

221
**Wenn man nachdenkt,
kann man gar nicht glücklich sein**

238
Bildnachweis

239
Die Autoren

MICHAEL HOROWITZ

Von Herrenpilzen, Hundeliebe und der höheren Kunst des Blödelns

Oasen bei Heißhunger-Attacken. Im Salzkammergut gibt es sie noch, die Fleischhauer, bei denen man zu einem *Gabelfrühstück* einkehren kann. In den kleinen, lauschigen Imbiss-Ecken beim Langwallner in Zell am Moos, beim Gerbl in Neumarkt oder beim Haidinger in Schörfling.

Was schenkt man einem Freund zum Geburtstag, der *eh schon alles hat*? Drei Stangen Wurst. Polnische, Krakauer und die scharfe Jalapeno: Spezialitäten vom Fleischer Haidinger, oberhalb des Attersees. Die in buntem Seidenpapier – damit es etwas festlich wirkt – überreichten Würste werden vom kritischen Esser gleich angeschnitten und gekostet. Lange Pause. Endlich das erlösende „Herrlich!". Otto Schenk ist selig.

Gleich am nächsten Morgen muss ich den Jubilar zum *Wurstkönig* bringen. „Mein Gott, der Schenk!" Die Damen hinter der Budel sind aus dem Häusl. Auch der lethargische Postler, dem das erste Krügerl bei der *Zehnerjause* hilft, seinen Vormittagsdurst zu beschwichtigen, schaut kurz auf. „Der Schenk in Schörfling!" Voller Heißhunger beißt er in ein Leberkässemmerl, grummelt „Ein Traum!" und betrachtet das Fleisch hinter der Vitrine. Strahlend wie ein Kind die Spielzeugauslagen in der Vorweihnachtszeit. Nach einer Käsewurst-Kostprobe setzt sich der prominente Gast selig auf das Stockerl unter dem Rauchfangkehrer-Kalender 2005. Seit damals gibt es beim Fleischhauer Haidinger in Schörfling das *Schenk-Stockerl*. Niemand darf sich draufsetzen. Nur *er*, falls er wiederkommt.

OTTO SCHENK

Ich bin ein Menschenfresser

DIE NONNA

Wenn ich an meine Kindheit denke, so taucht als erstes Bild meine Großmutter vor mir auf, die Nonna. Sie war mein Kamerad, mein Lausbub, mit dem ich blödeln konnte und die meinetwegen nach Wien gekommen war. Sie hieß Ursulina, kurz Lina, wir haben aber immer nur Nonna gesagt. Sie war eine unendlich geduldige Zuhörerin, die all meine kindlichen Sorgen und Anliegen mit mir teilte. Immer, wenn ich schlimm war, hat sie mich von jeder Schuld freigesprochen. Ich war ihr Leli. *Ach, Leli, Leli, Leli!* Wir hatten eine gemeinsame Sprache, eine Art Geheimsprache – *Kombotschellen* waren Knödeln, *Kakone* war Gacki und *Lulonte* bedeutete Lulu. Sie hat von sich gesagt, dass sie eine alte Tschuschin sei – ich habe geglaubt, das sei ein Kosewort. Die Nonna lehrte mich, dass es keinen Osterhasen gibt und das Christkind eigentlich zu wenig Zeit hat, um vom Himmel zu all den Menschen herabzusteigen.

Meine Nonna war die Urköchin der Familie, die meiner Mutter und all den verwöhnenden Tanten, die immer um mich waren, viel beigebracht hat. Unvergesslich sind mir die erlesenen Sommermonate in Triest geblieben. Da gab es die Tante Mara, die Tante Ise … sie alle wurden von meiner Schwester Bianca umgetauft. Aus Ines wurde Ise, die Antonietta wurde Etta genannt. Ich bekam erstmals richtige Spaghetti, Fische und Scampi zu essen, das altösterreichische Triest war für mich ein Ort, an dem ich mich zuhause fühlte. Italienisch, die Sprache meiner Mutter, war meine „erste“ Muttersprache.

Ich erinnere mich noch an so vieles aus diesen Sommertagen. Schwimmen waren wir immer in der Diga, an einem kleinen Felsen, einer Art Damm im Hafen von Triest.

Meine Mutter Georgine war in Triest Verkäuferin und Geschäftsleiterin bei „Julio Meinl“ gewesen. Dort ist sie meinem Vater während des Krieges begegnet, der zufällig dort einkaufen war. Die beiden haben sich auf Anhieb ineinander verschaut.

Bald darauf wurde sie mit meiner zwölf Jahre älteren Schwester Bianca schwanger. Einige Jahre später gingen sie nach Wien.

Mein Vater war Notar. Kanzlei zuerst in der Wollzeile 20, nach dem Krieg in der Riemergasse 1. Ich kann mich noch sehr gut erinnern, ich habe ihn als kleiner Bub dort oft besucht, im Büro gespielt. Einmal habe ich einen großen Radiergummi geschenkt bekommen und mit einem zweifärbigen Stift, der auf der einen Seite blau war, auf der anderen rot, unter dem Schreibtisch gezeichnet.

Aus dieser sehr italienfreundlichen Erziehung wurde ich durch den Einmarsch Hitlers plötzlich herausgerissen. Alles wurde anders: Die Nazis erklärten meinen Vater, der noch als Kind getauft worden war, zum Juden – auf einmal waren wir ein jüdischer Haushalt. Wir mussten den NS-Schergen unseren Schmuck abliefern, mein Vater wurde gezwungen, ein Fünftel seiner Ersparnisse als Buße für das Attentat des Herschel Grynszpan zu zahlen, und ich sah, wie alte Menschen die Straße waschen mussten – Erlebnisse, die bewirkten, dass alles Jüdische für mich verstärkte Anziehungskraft gewann. Ich interessierte mich nun für die verbotene „jüdische Musik" Gustav Mahlers und Offenbachs Barcarole wurde mir zur Hymne. Später begann ich Heinrich Heine und Karl Kraus, Arthur Schnitzler, Franz Werfel und Stefan Zweig zu lesen und ich entdeckte die Bilderwelten eines Max Liebermann und Marc Chagall. Vor allem aber war es der jüdische Humor, der zum Spielzeug meiner Jugend wurde und bis heute eine Säule meines Schaffens geblieben ist.

Meine Nonna starb wenige Tage vor Kriegsende. Mama und ich haben sie aus dem Luftschutzkeller in die Wohnung hinaufgetragen, gewaschen und umgezogen. Mit einem weißen Leintuch haben wir sie in den provisorischen Sarg gelegt. Ich habe ihr einen kleinen Rosenkranz zugesteckt, mein Onkel Erich drückte ihr einen weißen Fliederzweig in die Hand. Wir hievten den „Sarg" auf ein Leiterwagerl und fuhren mit ihm in den Stadtpark, wo uns Leute, die eben ein Massengrab aushoben, halfen, auch für meine Nonna ein Grab zu schaufeln. Auf den Grabhügel streute ich eine Handvoll Samen, die ich aus einer verlassenen Samenhandlung in der Weihburggasse gestohlen hatte. Und es war wie ein Wunder: Ein paar Tage später ging eine wahre Blütenpracht auf, die mich ungemein tröstete: Ich hörte auf, um meine Nonna zu weinen, hatte ich doch das Gefühl, dass meine Nonna wieder bei mir sein würde.

DAS LEBEN ALS SCHAUSPIELER

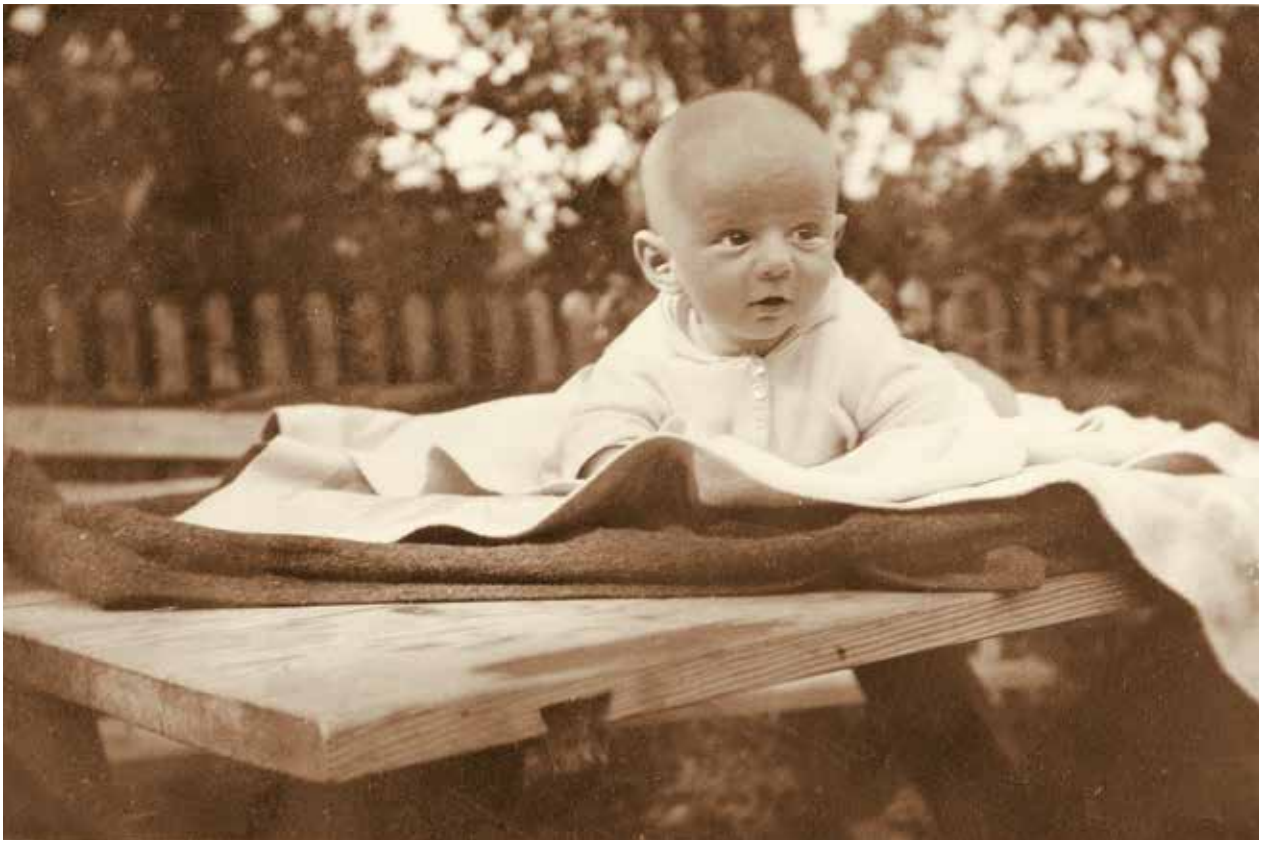
Schon als Kind, noch bevor ich das Theater kannte, war das Leben für mich eine Art Schauspiel: Ich wollte Dinge wiederholen, die passiert sind; ich habe gerochen, wie Menschen riechen, ich habe meinen Tanten auf die Beine geschaut, Menschen nachgeahmt und Tiere beobachtet. Etwas wiederzugeben, das war für mich das Theater. Ein Abbild vom wirklichen Leben. Ich begriff auch bald, dass ich andere durch mein Spiel zum Lachen bringen konnte. Und schließlich konnte ich

ICH WAR IHR LELI

Ich erinnere mich noch an so vieles. An die Sommertage meiner Kindheit mit meiner Mama und der Nonna, meiner Großmutter. Sie war mein Kamerad, mit dem ich blödeln konnte, und die meinetwegen nach Wien gekommen war. Sie hieß Ursulina, kurz Lina, wir haben aber immer nur Nonna gesagt. Sie war eine unendlich geduldige Zuhörerin, die all meine kindlichen Sorgen und Anliegen mit mir teilte. Immer, wenn ich schlimm war, hat sie mich von jeder Schuld freigesprochen. Ich war ihr Leli.

Meine Mutter Georgine war in Triest Verkäuferin und Geschäftsleiterin bei „Julio Meinl“ gewesen. Dort ist sie meinem Vater während des Krieges begegnet, der zufällig dort einkaufen war. Die beiden haben sich auf Anhieb ineinander verschaut. Bald darauf wurde sie mit meiner Schwester Bianca schwanger. Einige Jahre später gingen sie nach Wien. Italienisch, die Sprache meiner Mutter, war meine „erste“ Muttersprache.

Ein neugierig forschender Blick in Richtung des Fotografen: mit meiner Mutter Georgine, 1930.



Zum Lachen war ich eigentlich nie zu bringen. Aber ich war immer schon ein aufmerksamer Beobachter.

Das erste halbe Jahr ist geschafft: Foto vom 12. Jänner 1931.

ZUHAUSE SEIN

Für mich ist überall Zuhause, wo Renée mit mir ist. Sie ist meine wichtigste Heimat. Ohne meine Frau Renée wäre ich furchtbar einsam. Sie hat mir meine Plätze angewiesen. Sie war immer die Wohnungssuchende, sie hat immer meine Wünsche erforscht, wie ich leben will. Sie hat mir das Zuhause so gestaltet, dass ich mir das anders gar nicht vorstellen konnte. Schon die Möglichkeit, einen Teil meiner Bücher um mich haben zu können, hat sie geschaffen. Sie hat mir auch den Platz, auf den ich außer auf Wien süchtig bin, gefunden und geschaffen – unser Haus am Irrsee, unser kleines Paradies. Ich komme in dieses Haus und es ist so, als wäre ich in Wien.

Aber im Grunde ist für mich überall Zuhause, wo Renée mit mir ist. Auch in einem kalten, unpersönlichen Hotelzimmer. Ich erinnere mich an unsere Hochzeit. Ich habe sie in München vom Bahnhof abgeholt. Wir sind auf vier Koffern im Regen gesessen und haben gefroren, weit und breit kein Taxi. Wir haben uns kurz angeschaut und gewusst: Es ist eigentlich völlig egal, wo man ist, wenn man nur zusammensein kann.

Wir hatten uns am Reinhardt Seminar kennengelernt und heirateten 1956: mit Renée am Markusplatz in Venedig. Es war eine unserer ersten Reisen.

Koki war ein großer Feind von Kinderspielen – und ich auch. Zum „Hoppe, hoppe Reiter!" auf meinen Schultern ließ er sich jedoch überreden.

BERÜHMT WERDE ICH SICHER

Über meine ersten Erfolge als Schauspieler war ich eigentlich gar nicht so überrascht, war ich doch schon als Kind von meinen künstlerischen Qualitäten überzeugt: In meinen Aufsätzen in der Volksschule habe ich selbstbewusst geschrieben: „Berühmt werde ich sicher." Dabei waren Theaterbesuche für mich eine große Qual – ich hatte Angst vor dem lauten Wort und allein schon der besondere Geruch des Theaters, der Odeur, der von den zusammengeleimten Kulissen ausging, konnte mich fast zum Erbrechen bringen. Und ich schreckte vor den großen Zuschauerräumen, etwa dem des Burgtheaters, zurück. Nur im Marionettentheater fühlte ich mich einigermaßen sicher – da standen keine Menschen auf der Bühne.

Als junger Mensch zeichnete ich mich durch eine ungeheure Vermessenheit aus. Wenn mir jemand in einer Art Orakel gesagt hätte, dass aus mir nur ein brauchbarer, mittelmäßiger Schauspieler werden würde, hätte ich ihn auf der Stelle umgebracht. Ich wollte ein „erster Schauspieler" werden. Andererseits habe ich immer in totaler Unzufriedenheit über das, was ich kann, gelebt. Dieses Dilemma begleitet mich durch mein ganzes Leben. Ich wurde eigentlich nie der Schauspieler, der ich meiner Vermessenheit nach hätte werden müssen. Als sich mit den Jahren die Schere ein bisschen geschlossen hatte, ich als Schauspieler anerkannt und populär geworden war, hat mich das eher beschämt. Weil ich nicht so groß bin, wie ich eigentlich – schon während meiner Kindheit – vorgehabt habe, zu werden.

Der Josef Bieder war meine Lebensrolle – ich habe sie am liebsten gespielt, weil ich in der Maske dieser Figur loswerden konnte, was ich übers Theater zu sagen hatte. In der Regie von Dietmar Pflegerl konnte ich so reden, wie ich wollte.

Mit Maria (Bädy) Gabler in der Nestroy-Posse „Das Haus der Temperamente", Volkstheater Wien, 1953. Regie führte Gustav Manker, die Bearbeitung stammte von Helmut Qualtinger und Carl Merz.

Linke Seite: Als alter Schuster Pfrim mit Maria Köstlinger als Rosalie und Karlheinz Hackl als Wendelin in Nestroys Posse „Höllenangst", Theater in der Josefstadt, 1997. Regie führte Helmuth Lohner.

Ein Großbauer, wie er leibt und lebt: mit Wolfgang Böck und Peter Moucka in der von Franz Xaver Kroetz bearbeiteten Groteske „Der verkaufte Großvater" von Anton Hamik, Kammerspiele, 2000. Regie: Thaddäus Podgorski.

WENN MAN NACHDENKT, KANN MAN GAR NICHT GLÜCKLICH SEIN

Jetzt, im Alter, frage ich nicht mehr nach dem Metaphysischen. Ich bin mit dem Schönen und Kompliziertesten dieser Welt so beschäftigt, dass ich mir diesen Luxus, nach dem Ursprung zu forschen, nicht mehr gönnen kann.

Mag sein, dass Menschen, die gläubig sind, gegenüber den anderen einen großen Vorteil haben, weil es für sie doch etwas gibt, woraus sie Kraft und Trost schöpfen können. Ich habe jedoch genug andere Sachen. Ich schöpfe Kraft aus meiner Arbeit, Trost aus meiner Ehe, Trost aus meiner Verehrung der großen Dinge – aus den Gescheitheiten und Schönheiten, die in dieser Welt existieren, die man immer wieder durchforsten kann. Man geht dann wie durch einen Urwald.

Auch durch Talente kann man sich trösten lassen, durch das Gelingen von Dingen und durch einen gewissen Schutz, den man Anständigen gewährt, um selbst anständig zu bleiben. Ich brauche dazu keinen „Chef", der mich anhält und mir das Leben erklärt. Für mich ist alles in sich versteckt. Ich mache mir da keine großen Gedanken. Glücklich oder unglücklich ist man sowieso. Und manchmal ist man grundlos unglücklich, eigentlich immer grundlos glücklich – denn wenn man nachdenkt, kann man gar nicht glücklich sein. Viele Menschen sind grundlos glücklich, ich beneide sie aber überhaupt nicht darum.

Neun Jahrzehnte haben sich eingeschrieben mit allen Höhen und Tiefen: meine Hände.

Mein Talent gehört nicht mir, sondern denen, die es mögen.

Otto Schenk

Von der Magie des Menschenfressers

Otto Schenk oder einfach Otti, wie ihn alle liebevoll nennen, überzeugt als beeindruckender Menschendarsteller durch seine einzigartige künstlerische Vielseitigkeit. Dieses intime Lebensbild zeigt den *Menschenfresser*, der sein Publikum liebt, und jene Momente, die ihn berühren, glücklich und nachdenklich machen. Es präsentiert den großen Unterhalter Österreichs – und einen abseits der Bühne nachdenklichen Melancholiker.

ISBN 978-3-222-15047-0